

Erkenntniswege – Grundlagen und pragmatische Umsetzungen

Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie und Methodologie sind keine Bereiche in der Welt der wissenschaftlichen Gegenstände, die für sich einen Ausnahmezustand beanspruchen können. Es ist eben kein Platz außerhalb der Gesellschaft zu erkennen, von dem aus diese beobachtet, korrigiert oder belehrt werden könnte. Demnach bieten wissenschaftliche Beobachtungen keine ultimativen Erkenntnisse der Welt, sondern sind, wenn Wissenschaft dort beginnt, wo das Denken an seine Grenzen stößt, lediglich eine bestimmte Form von Beobachtungen, deren intellektuelle Leistung sich an der Kapazität von erhellenden Beobachtungen messen lässt. Und erhellend ist Wissenschaft, wenn sie zum Beispiel soziale Sinnkombinationen (man könnte auch von Skripten, Stereotypen oder Schemata sprechen) nicht primär konfirmiert und kondensiert, sondern wenn sie Prozesse und Strukturen anders als gewohnt erklärt – kurzum, wenn sie neue Informationen produziert. Das wissenschaftliche Setzen von Differenzen, und nun kommen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie sowie Methodologie ins Spiel, unterliegt jedoch einem besonderen Anspruch. Um als Wissenschaft anerkannt zu werden, muss der ihr eigene Code wahr/unwahr zur Geltung kommen und akzeptiert werden. Der Weg zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, so die Vorgabe, muss daher geteilte Normen erfüllen. Diese Normen sind oft hehre Vorgaben, die trotz der mannigfaltigen Fundamentalkritik an ihnen aufrechterhalten werden. Aber wer offen proklamiert, nicht objektiv gearbeitet zu haben, seine Daten auch auf Verlangen nicht preisgeben will, gar Manipulationen eingesteht oder ausschließlich dem Zufall gefolgt ist, der gerät wenigstens in große Rechtfertigungsnot, wird eventuell der Mogelei bezichtigt und vielleicht seine wissenschaftliche Karriere beenden müssen.

Akzeptiert man den Nicht-Ausnahmestatus der Methodologie und positioniert Wissenschaft primär in die Rolle eines Beobachters der Gesellschaft beziehungsweise ihrer gesellschaftlichen Teilbereiche (zum Beispiel als Reflexionstheorien der Teilsysteme), dann kann ein guter Teil des Schismas zwischen quan-

titativer und qualitativer Sozialforschung überwunden werden. Während allgemeine und spezielle Theorien die Fremdreferenz der Wissenschaft organisieren und Wahrheit beanspruchen, fungiert die Methodologie als Stütze dieses wissenschaftlichen Wahrheitsanspruches und kann folglich als selbstreferenzieller Part der Wissenschaft verstanden werden. Von methodologischem Pragmatismus (vgl. Luhmann 1992: 509ff.) und einem optimistischen Eklektizismus, aber nicht von Beliebigkeit wird zu sprechen sein. An einer normativ-dezisionistischen Wahl für oder gegen eine Methodologie führt ohnehin kein Weg vorbei (vgl. Lamnek 2000: 25f.; Bryman 1984: 75f.; Kelle/Erzberger 1999; Mohler 1981; Wilson 1982). Daher wird es hier nur um die Auswahl und Darstellung einer Methodologie gehen, die sich in den Rahmen dieser Studie fügt und sich letztendlich durch die Studie bewähren und beweisen muss. Auf eine intensive Diskussion, die sich um eine dezidierte und tiefenscharfe Verbindung von Hermeneutik – einem wesentlichen Grundsatz des gewählten Vorgehens – mit der Systemtheorie kümmert, wird hier verzichtet, weil der Bereich der Methodenreflexion bereits so weit spezialisiert ist, dass dies zum Gegenstand einer eigener Studie werden müsste. Außerdem geht es hier lediglich um eine dem Erkenntnisziel angemessene Methode, sodass die Abkürzung verzeihlich ist. Wo die Verweise nötig sind, wo es etwa um die Spannung zwischen postulierter autopoietischer Geschlossenheit der Systeme und ihrer Blindheit gegenüber der Umwelt einerseits und die Möglichkeit des Verstehens andererseits geht, werden die Verweise fallen. Im Übrigen wird es um die Schilderung der Forschungsdesignentwicklung gehen, um die Deskription der Forschungspraxis und um eine partielle Methodenreflexion ad Hermeneutik in der Geografie und ad mobile Feldforschung.¹

Simpel wird die Deskription nicht. Zunächst wird es um die Hermeneutik in der Geografie gehen. Wenn Information als die Differenz gesehen wird, welche eine Differenz ausmacht, dann wird ersichtlich, dass der Vorschlag, Migrationsstudien einer Relektüre zu unterziehen, um so transnationalen Strukturen zu erfassen, von zweifelhaftem Nutzen ist. Denn der methodologische Nationalismus

1 Die Darstellungskürze ist zudem über die mittlerweile routinisierte geografische Forschungspraxis zu legitimieren, die grosso modo solide und von einem vielfältigen Methodeninventar gekennzeichnet ist. Dazu jedoch zwei Einschränkungen: Trotz der zu verzeichnenden Forschungspraxis hinkt die Selbstbeschreibung hinterher. Das Mitgliederverzeichnis vom ‚Verband der Geographen an deutschen Hochschulen‘ kennt nur den Arbeitsbereich ‚Statistische Methodenlehre/Quantitative Geographie/Geostatistik‘, aber keinen Arbeitsbereich ‚Qualitative Sozialforschung‘ (Dittmann/Kraas/Schmiedecken 1999). Dem Forschungsalltag zuwider sind auch Methodenbücher der Humangeografie vor allem der quantitativen Sozialforschung gewidmet. Und dies, das ist das eigentliche Problem, mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass die Einseitigkeit nicht einmal kenntlich gemacht wird (symptomatisch dafür siehe Wessel 1996). Zweitens wurde bisher nicht *über* Forschungsmethoden geforscht (vgl. Dürr 1998). Hilfreiche und inspirierende Werke finden sich aber in benachbarten Disziplinen. Siehe beispielsweise Bohnsack (1999), Clemens/Strübing (2000), Flick (1991), Flowerdew/Martin (1997), Girtler (1992), Lamnek (1995a) oder Mayring (1993).

kritisiert nicht primär *was* beobachtet wurde, sondern *wie*. Das bedeutet, dass national beobachtende Studien eine Welt entstehen ließen, die heute nicht mehr einfach anders gelesen werden kann – das zweite Unterkapitel wird sich darum kümmern. Das dritte Unterkapitel beschreibt, wie ich als Beobachter das Feld habe entstehen lassen und in diesem Feld Forschung betrieb. Am Ende steht die Frage, wie ich den Prozess des Verstehens organisierte, wie ich also die Daten interpretierte und so im Rahmen der Hermeneutik eine Form der interpretativ-rekonstruktiven Sozialforschung betrieb.

Die Linearität des Kapitels und des Buches suggeriert einen Erkenntnisgang, den es so nicht gegeben hat. Tatsächlich ist der gesamte Forschungsprozess – bis in diese und in die letzte Zeile hinein – als ein spiralförmiger, wissenserweiternder Vorgang zu verstehen. Aber es würde die operative und zeitliche Kapazität sprengen und die Geduld des Lesers überfordern, wenn jede Differenz, die eine Differenz machte, zu reaktualisieren wäre, jede verfolgte Spur benannt und jede verworfene Annahme zu explizieren wäre – das Problem von Tristram Shandy!

Hermeneutische Grundlagen

Wissenschafts- und erkenntnistheoretische Diskussionen sowie die nachfolgenden methodologischen Entscheidungen werden aus guten Gründen nur noch selten konfrontativ diskutiert. Zwar lässt die didaktische Liebe zu Argument und Gegenargument die Widerstreite in manchen Lehrbüchern noch aufflackern, und auch die geografische Hochschulsozialisation trägt ihren Teil zur Antagonisierung bei, doch die *Schismen* zwischen Erklären und Verstehen und zwischen all ihren verwandten Paaren dämmern ihrem Ende entgegen. Eine Leitdifferenz, welche die Deklination aller Positionen über alle Ebenen der Sozialforschung noch ermöglicht, ist kaum mehr sinnvoll zu vertreten (vgl. dazu schon Bryman 1984). Die folgende, stark verkürzte historische Einführung der Hermeneutik ist daher mehr als ein Gebot der Redlichkeit. Sie soll vor vermeintlichen Neuentdeckungen schützen und helfen, die im Streit ausgetauschten scharfen Argumente zu verstehen. Dabei wird deutlich werden, dass eine heutige Entscheidung für den hermeneutischen Weg die harten und legitimierenden Ablehnungsargumente gegen sogenannte quantitative, naturwissenschaftliche oder sozialphysikalische Erklärungsansprüche nicht teilen muss.

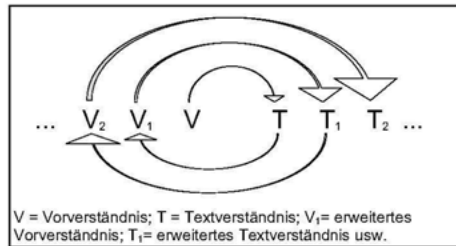
Gemeinsam, und trotz differenter Argumentationen im Einzelnen, bildet die Hermeneutik mit der Phänomenologie den metatheoretischen Hintergrund für das interpretative Paradigma der Sozialforschung. Soziales, so der Konsens, konstituiert sich nur über sozial geteilten Sinn. Nur über Sinnrekonstruktionen lässt sich Soziales erfassen und verstehen. Ein Anspruch, der sich nicht über die Reproduktion des ‚common sense‘ verwirklichen lässt, sondern ihn durchbrechen muss, denn, selbst „das im alltäglichen Leben wahrgenommene Ding ist mehr als eine einfache Sinnesvorstellung. [...] Die sogenannten konkreten Tatsachen der all-

täglichen Wahrnehmung [...] umfassen bereits Abstraktionen höchst komplizierter Natur, die wir beachten müssen, um nicht dem Fehlschluß der unangebrachten Konkretheit zu verfallen“ (Schütz 1971b: 3f.). Zwar wird im Zitat die Relation von System und Umwelt außer Acht gelassen und nur mit Wahrnehmung angedeutet, doch die Absage an ein empirizistisches Vorgehen ist klar und deutlich formuliert, und dies lange bevor Gregory betont, dass die Fakten niemals für sich selbst sprächen und es die Aufgabe der Sozialwissenschaften sei, die direkte Gegebenheit der ‚Fakten‘ zu hinterfragen (1994: 12).

Ob die Hermeneutik in den Disziplinen nun früher oder später erscheint, stets behandelt sie Fragen der Sinnproduktion und des Sinnverstehens. Ursprünglich und bis ins 18. Jahrhundert beschränkte sie sich auf die Auslegung von heiligen Texten und erfasste somit nur die zweite der drei Bedeutungen des griechischen Wortes ‚hermeneúein‘ (1. aussagen, 2. auslegen, 3. übersetzen) (Danner 1979: 29). Friedrich Schleiermacher (1768-1834) löste sich von dieser Engführung, beachtete historische Texte generell und sprach von der Kunstlehre des Verstehens. Er fokussierte die Überwindung der hermeneutischen Differenz, also die Differenzverringering zwischen der Intention des Autors und der Interpretation des Lesers. Wilhelm Dilthey (1833-1911) stützte sich auf die hermeneutische Methode, um die Beziehung zwischen den Geisteswissenschaften auf der einen und den Naturwissenschaften auf der anderen Seite zu klären. Er schlussfolgerte, dass die beiden Teile der Wissenschaft aufgrund ihrer unterschiedlichen Gegenstandsbereiche auch unterschiedliche Methodologien benötigen. Seine heute kaum mehr haltbare Grundannahme ging davon aus, dass *nur* der Geisteswissenschaftler seinen Gegenstand bei der Annäherung vorforme, sodass es ihm verwehrt bliebe, neutrale, den Naturwissenschaften entsprechende Hypothesen zu bilden, die in der Untersuchung bestätigt oder widerlegt werden könnten. Wer in den Sozialwissenschaften dennoch empirisch-experimentell vorging, der wurde des Messfetischismus, der Produktion von Artefakten, der Reduktion des Interviewten zu einer Auskunftsperson oder ähnlichem bezichtigt. Doch wie angedeutet relativiert sich der Streit, sobald ein Teil des Entstehungskontexts ins Licht rückt und zu erkennen ist, dass, im ausgehenden 18. Jahrhundert und vor allem im 19. Jahrhundert, es die Naturwissenschaften waren, welche den Maßstab für wissenschaftliche Methodik und Fortschritt setzten und die entstehenden Sozial- und Geisteswissenschaften sich an diesem Maßstab zu messen versuchten. Eine Orientierung, die später im deutschen Positivismusstreit (Maus/Fürstenberg/Benseler 1972) gegebelt wurde, weil alles „was heute allgemein mit dem Namen empirische Sozialforschung bedacht wird, [...] seit Comtes Positivismus mehr oder minder eingestandenermaßen die Naturwissenschaften zum Vorbild“ hat (Adorno 1972 [1957]: 82). Zu unterschiedlichen Zeitpunkten beschlich die Disziplinen das Gefühl, dass das Warten auf einen sozialwissenschaftlichen Newton nicht nur dem Warten auf den falschen Zug entsprach, sondern sich gar an der falschen Station abspielte (Giddens 1976: 13).

Die Hermeneutik beschreibt keine bestimmten Methoden oder Techniken vor, sondern bietet einige ‚Regeln‘ – einen *modus operandi* – an (vgl. Lamnek 1995: 86f.). Für den gesamten Forschungsprozess bedeutet dies, dass das Vorwissen, welches sich aus vorhandenem Alltagswissen, universitär vermitteltem theoretischen Wissen und ersten empirischen Wissensbeständen zusammensetzt, mit den noch wartenden Überraschungen in Theorie und Praxis in ein systematisches und zu kontrollierendes Verhältnis zu setzen ist. Ein Verhältnis, bei dem einerseits die Vorannahmen dem Feld nicht übergestülpt werden sollen und andererseits eine zielstrebige Beantwortung der forschungsleitenden Frage erreicht werden soll. Oder mit Habermas: „Die Forderung [...], daß sich die Theorie in ihrem Aufbau und der Struktur des Begriffes an die Sache anmessen, daß die Sache in der Methode ihrem eigenen Gewicht nach zur Geltung kommen soll, ist, jenseits aller Abbildtheorie, nur dialektisch einzulösen“ (Habermas 1972 [1963]: 158). Die Abbildtheorie, vielleicht ein Widerspruch im Wort, bleibt zurück, weil eine bloße Reproduktion von Biografien und Identitätskonstruktionen lesenswert und amüsant sein mag, aber keine wissenschaftliche Erkenntnis garantiert oder anstrebt. Die ‚dialektische‘ Einlösung von Theorie und Sache kann mittels des ersten hermeneutischen Zirkels angestrebt werden.

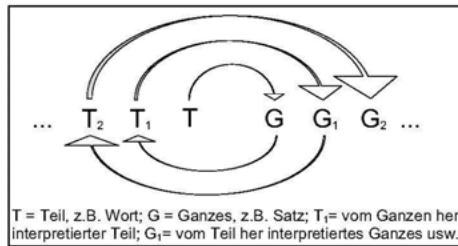
Abbildung 9: Hermeneutischer Zirkel, I (Danner 1979: 53)



Die ‚Dialektik‘ besteht darin, dass ‚V‘ mein erstes Vorverständnis des Themas bezeichnet, welches die gezielte Phase des Literaturstudiums ‚T‘ anregte und einleitete, die wiederum mein Feld differenzierter strukturierte und die Forschung anleitete, aus der andere Fragen an die Theorie erwuchsen. Der erst mit dem Druck der Arbeit endende spiralförmige Verstehensprozess lässt es retrospektiv selbst für einzelne Kapitel unmöglich werden, sie genau einer Arbeitsphase zuzuordnen. Rekonstruieren kann man die Phasen anhand von Exposees, die anlässlich der Forschungskolloquien am IMIS, am IMIN und zu anderen Gelegenheiten anzufertigen waren und mich zwangen, meinen Forschungs- und Kenntnisstand zu explizieren. Das spiralförmige Vorgehen des Forschungsprozesses findet seine Entsprechung bei der Interpretation der Interviews. Im zweiten hermeneutischen Zirkel gilt es sich in den Text hineinzuschrauben und die Spannung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen aufzulösen (vgl. Danner 1979: 56). All das mit dem großen Ziel, ein höheres Verständnis zu erreichen. Höheres Verständnis

steht hierbei im Gegensatz zu einem elementaren, alltäglichen Verstehen. Es „verläuft nicht geradlinig von einer Erkenntnis zur nächsten fortschreitend, sondern kreisförmig, wobei das eine das andere und dieses das eine erhellt“ (Danner 1979: 57). Eine epistemologisch privilegierte Position des Wissenschaftlers zeigt das nicht an. Denn der Unterschied zum elementaren Verstehen besteht wesentlich in der investierten Zeit – aus gutem Grund sollten Texte mit Wahrheitsanspruch nicht von Zeitfristen geknechtet werden.

Abbildung 10: Hermeneutischer Zirkel, II (Danner 1979: 56)



Zusammengefasst bedeutet Hermeneutik laut Barnes (2000), sich auf einen kreativen, progressiven, perspektivischen und im Prinzip nicht endenden Interpretationsprozess einzulassen, der in der Geografie heute bei der Interpretation von Texten, von Kunstwerken und auch von Landschaften angewendet wird – kurzum in allen Bereichen in denen Bedeutungen eine fundamentale Rolle spielen. Doch obwohl die Zunahme in der Geografie evident ist, etwa in den verschiedenen Strömungen der Postmoderne oder des Poststrukturalismus, wurde ihre Verwendung nur selten explizit diskutiert (dazu mehr bei Boeckler/Lindner 2000).

Geografie, Hermeneutik und Spurenlesen

Zumindest in der deutschsprachigen Geografie ist zu erkennen, dass die Orientierungen an den Methodendiskussionen der Nachbardisziplinen mit Verzögerungen und inhaltlichen Verflachungen geschehen.² Vielleicht lohnt sich die Klage nicht, weil die Geografie, wie übrigens auch die Migrationsforschung, in ihren empirischen Studien als Erfahrungswissenschaft sehr gut zurechtkommt. Zudem ist es wenig hilfreich von einer Disziplin zu fordern, so wie die anderen zu sein oder zu werden. Doch zum Problem wird die geringe Zahl von diskutierfreudigen und theoriefesten Geografinnen und Geografen, wenn selektive Verbindungen herge-

2 Wie schwer es der Geografie fällt, am Puls der Zeit zu sein, zeigt ein Übersichtsartikel von Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer (2004). Auf der Suche nach Konzepten und Konstruktionsweisen regionaler Geografien bleiben die wenigen Seiten über die Hermeneutik inhaltlich in den frühen 1990er Jahren stehen. Sicher, Novität darf in der Wissenschaft nicht Relevanz ausstechen, doch es bleibt rätselhaft, weshalb nicht nur alte, sondern irrelevante Argumente ausgetauscht werden.